



Tage, die alles verändern

Eric Baumann wollte das Jahresende wie üblich mit Feiern verbringen, erst seinen 34. Geburtstag, dann das Neue Jahr. Doch der Journalist landete in der Notfallaufnahme, Diagnose: Glioblastom. Er schildert seine Erlebnisse und Gefühle und berichtet, wie es ihm heute, mehr als drei Jahre später, geht.

Mittwoch, 29. Dezember 2004

Ich liege in der Notfallaufnahme der Zürcher Universitätsklinik. Es ist kurz vor Mitternacht. Gleich werde ich 34 Jahre alt. Durch meine Vene fließt eine Salzlösung aus einem Infusionsbeutel in meinen rechten Unterarm. Ungeduldig warte ich auf das Resultat einer Röntgenuntersuchung. Hoffentlich ist dieser Spuk bald vorbei. Dann werde ich mit ein paar Freunden, die in die Klinik gekommen sind, auf meinen Geburtstag anstoßen. Es kann sich nicht um etwas Schlimmes handeln. Puls, Blutdruck, Reflexe – alles in Ordnung. Wenn bloß diese Kopfschmerzen nicht wären. Plötzlich kommen vier Ärzte auf mich zu. Die Mienen sind düster. „Da ist ein Schatten in Ihrem Kopf“, sagt einer. Es könne eine Infektion sein – oder ein Hirntumor. Meine Freundin steht neben mir und drückt mir vor Schreck ganz fest die Hand. Ich will aus diesem Albtraum erwachen, aber ich bin schon wach.

Ich bin eigentlich bloß für ein paar Tage in Zürich. Anfang Dezember war ich nach London geflogen. Nach drei Jahren in der Wirtschaftsredaktion ging ich für den „Tages-Anzeiger“ als Korrespondent nach Großbritannien. Der Einstieg war hart. Eine Wohnung zu finden schien unmöglich. Vor allem aber vermisste ich meine Freundin. Im August hatten wir uns kennengelernt. Dumm, dass ich mich bereits für den Neuanfang in London verpflichtet hatte. Über Weihnachten flog ich in die Schweiz zurück. Hier ging ich dann auch zu meinem Hausarzt, denn in London hatte ich mehrmals extreme Kopfschmerzattacken. Er bestätigte mir, dass sie mit einem früheren Bandscheibenleiden zu tun haben könnten.

Als ich ein paar Tage später an der als Treffpunkt für Junkies bekannten Haltestelle Militär-/Langstraße auf den Bus wartete, durchpeitschten mich plötzlich Kopfschmerzen, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Ich sank in die Knie, hielt mit beiden Händen meinen Kopf und schrie. Schleppte mich in den Bus. Die Leute dachten wohl, wieder einer, der die falschen Drogen erwischt hat.

Die Kopfschmerzen waren nicht das einzige Symptom. Seit Juli hatte ich mehrmals für ein paar Minuten die Sprache verloren. Ich wusste zwar jeweils, was ich sagen wollte, die Wörter tanzten aber nur vor mir herum. Ich hatte das auf Stress und durchfeierte Nächte zurückgeführt. Monate später erfuhr ich, dass solche Sprachstreiks leichte epileptische Anfälle sind, sogenannte Speech-Arrests, typisch für einen Hirntumor.

Als ich an diesem Mittwoch aufwachte, sah ich mit dem linken Auge eine Linie im Zickzack und als ich beim Mittagessen im Restaurant die Rechnung bestellte, sah ich die Bedienung doppelt. Der Augenarzt hielt mich offenbar für einen Hypochonder. Er sagte, die Sehstörungen und die Kopfschmerzen hätten nichts miteinander zu tun, und gab mir ein Rezept für Augentropfen. Meine Freundin riet mir, in die Notfallaufnahme zu gehen. Dort röntgte man mir den Kopf.

Donnerstag, 30. Dezember 2004

Es ist sechs Uhr. Eine Pflegerin öffnet die Vorhänge des Patientenzimmers, draußen ist es noch finster. Ich war in der Nacht durch ein Tunnelsystem in den Bettentrakt der neurochirurgischen Klinik geschoben worden. Zum ersten Mal hatte ich mich wie ein Patient gefühlt. Dabei

war ich am Nachmittag noch mit der Straßenbahn zur Klinik gekommen.

Ich stehe auf, reibe mir den kurzen Schlaf aus den Augen. Ein älterer Herr teilt mit mir das Zimmer, er ist bestens gelaunt: „Frühstück ist der Höhepunkt des Tages!“ Ich möchte mich am liebsten irgendwo verkriechen. Fröhlich erzählt mir der Klinikveteran von seinem letzten Hirnschlag und mehreren Schädeloperationen in den vergangenen Jahrzehnten.

Ich bin froh, als ich abgeholt werde. Man karrt mich im Rollstuhl von einem Test zum anderen. Ich bin noch so geschockt von allem und beduselt durch die vielen Medikamente, dass ich nicht realisiere, was das alles für mich bedeuten wird. Bleibt meine Freundin bei mir? Wie reagieren meine Freunde? Wer benachrichtigt die Redaktion? Wie lange werde ich im Krankenhaus bleiben? Wer kümmert sich um die Wohnung in London? Die Gedanken fliegen vorbei, bleiben nicht haften. Ich merke aber, hier geht es um etwas so Grundsätzliches, dass ich froh sein kann, überhaupt am Leben zu sein.

Für eine Magnetresonanztomographie werde ich in eine Röhre geschoben. Als ich die Bilder sehe, schnürt es mir die Kehle zu. Am linken Schläfenlappen des Gehirns ist deutlich ein länglicher weißer Schatten zu sehen. Eindeutig ein Hirntumor, sagt der Oberarzt. Er habe einen Durchmesser von etwa vier Zentimetern und zerfranse in verschiedene Richtungen. Gutartig sei er nicht.

Nun steht fest: Ich muss so schnell wie möglich operiert werden. Immerhin liegt der Tumor am Schädelrand, relativ leicht zugänglich. Auf dem Magnetresonanzbild sehe ich oben mein Geburtsda-

tum, 30-12-1970, und unten das Datum der Aufnahme, 30-12-2004.

Bisher dachte ich „tragisch“, wenn ich von solchen Krankheiten hörte. Mich währte ich aber so gesund, dass ich überzeugt war, mir würde so ein Schicksal erspart bleiben. Nun muss ich mich damit auseinandersetzen, dass sich in mir eine Geschwulst ausdehnt, dass sich meine eigenen Zellen gegen mich auflehnen. Und das ausgerechnet in meinem Gehirn, im Zentrum meiner Persönlichkeit.

Die Fragen von Bekannten werden mir schnell zu anstrengend. Es bedeutet mir aber viel zu wissen, dass ich ihnen nicht egal bin. Die Unterstützung trägt mich durch diese Tage. Am meisten hilft mir meine Freundin. Sie bleibt so viel wie möglich bei mir, wartet diesen und jeden weiteren Abend, bis ich eingeschlafen bin. Das Personal ignoriert freundlicherweise alle Besuchszeitregeln.

Freitag, 31. Dezember 2004

Nachmittags teilt man mir Einzelheiten zur Operation mit. Zum ersten Mal höre ich, dass ich während der Operation nicht voll narkotisiert werde. Vielleicht habe ich etwas falsch verstanden. Freunde kommen am Abend. Die meisten verabschieden sich irgendwann vor Mitternacht, um auf eine Silvesterparty zu gehen. Meine Freundin und ihr Wohngenosse bleiben noch. Wenige Minuten später ruft jemand an: „Schau mal aus dem Fenster!“ Unten winken ein paar Menschen hoch. Meine Freunde. Einer von ihnen zündet eine Rakete – ein kleines Feuerwerk zum neuen Jahr, nur für mich.

Sonntag, 2. Januar 2005

Heute würde ich unter anderen Umständen nach London zurückfliegen. Stattdessen habe ich eine Besprechung mit dem Chirurgen. Er erklärt, dass ich während der Operation wach sein werde. Also doch. An kritischen Regionen im Hirn werde man mir schwache Stromstöße verabreichen und gleichzeitig Fragen stellen. Wenn ich nicht oder verspätet antworte, wisse man, dass es sich um eine wichtige Stelle handle. So könne man verhindern, zu viel herauszuschneiden. Denn der Tumor wächst ins Sprachzentrum.

Montag, 3. Januar 2005

Wieder Wecken um sechs. Unter der Dusche der Gedanke, dies sei mein letzter privater Moment vor der Hinrichtung. Vor der Operation macht eine Sprachwissenschaftlerin einen Test, damit sie weiß, wie lange meine Reaktionszeit auf ihre Fragen „im Normalzustand“ ist.

Je näher der Chirurg an das Sprachzentrum vordringt, desto wichtiger wird die Sprachexpertin. Sie lässt mich von eins auf zwanzig zählen, dann rückwärts von zwanzig auf eins. Sie zeigt mir Zeichnungen, etwa von einem Kamm oder einem Tisch. Ich muss sie benennen. Einmal diskutiere ich mit ihr darüber, ob ich die Gegenstände falsch bezeichne oder ob ich sie einfach ohne Brille nicht genau erkennen kann. Manchmal höre ich sie „Latenzzeit“ sagen. Es bedeutet, dass ich auffällig lange brauche, bis die Antwort kommt, oder dass sie nicht stimmt, was dem Chirurgen zeigt, dass er aufpassen muss.

Es gelingt, den Tumor in einer dreistündigen Operation nahezu vollständig zu entfernen. Man schiebt mich in den Überwachungsraum.

Mittwoch, 5. Januar 2005

Der Druck in meinem Kopf hatte sich in den Monaten vor dem Eingriff langsam aufgebaut, nun ist er auf einen Schlag weg. Es fühlt sich an, als hätte man mir Glückshormone in den Schädel geschüttet. Mit meinem Vater und meiner Freundin unternehme ich einen ersten Spaziergang rund um die Klinik. Auf dem Weg zurück bin ich mit einem jungen Pärchen im Lift, der Bauch der Frau ist kugelrund. Wir schauen uns an. Alle senken den Blick.

Einige Tage später wird mir der definitive Befund eröffnet: Ich habe ein Glioblastom, von der Weltgesundheitsorganisation als Grad vier eingeordnet. Höher geht die Skala nicht. Es gibt keinen Hirntumor, der schneller wächst. Wird er entfernt, reichen einzelne zurückgelassene Zellen, damit er wieder wächst.

„Ihre Altersrente können Sie eh vergessen“, knallt mir eine Linguistin vier Tage nach der Operation an den Kopf. Ich brauche Erholung, aber sie unterzieht mich einem knallharten Test. Die Resultate sind ihr zu dürftig. Von einem Journalisten könne man mehr erwarten. Es ticke eine Zeitbombe, ich solle mir gut überlegen, was ich in meiner beschränkten Zeit noch machen wolle.

Die Liebe meiner Freundin macht einen solchen Mangel an Einfühlungsvermögen mehr als wett. Aber: Der Hirntumor bedroht mich in meinem Innersten. Ich bin grundsätzlich kopflastig. Journalist ist mein Beruf, auch eine Berufung. Der Krebs drängt ausgerechnet ins Sprachzentrum. Zufall oder Fügung? Soll ich es als Fingerzeig nehmen und mich anderem widmen?

6 Monate später

Trotz Strahlentherapie meldet sich der Tumor nach einem halben Jahr zurück. Ich beginne entgegen meiner ursprünglichen Überzeugung mit einer Chemotherapie. Eine erneute beschwerliche Operation war kein Thema. Der Chemotherapie habe ich es laut Ärztin zu verdanken, dass ich heute, mehr als drei Jahre nach der Operation, überhaupt noch hier bin. Die Therapie ist Fluch und Segen zugleich. Welche Konsequenzen die langfristige Einnahme hat, ist unbekannt. Außerdem nehme ich ständig Medikamente, die durch den Tumor verursachte epileptische Anfälle unterdrücken sollen.

Die unmittelbaren Folgen dieser Rosskur sind weniger schlimm als befürchtet. Mein Appetit, meine Haare, mein Gleichgewichtssinn – alles da. Nebenwirkungen dämpfe ich mit alternativen Methoden. Aber auch Akupunktur, anthroposophische Mittel und Qi-Gong können nicht verhindern, dass mir bei jedem Tablettenzyklus übel wird, meine Blutwerte sinken und ich wegen Müdigkeit tagsüber einen ausgedehnten Schlaf brauche.

März 2008

Die Chemotherapie dauert an. Anfang 2006 hatte sich doch tatsächlich wieder ein kleines Rezidiv gezeigt. Seitdem schlucke ich zusätzlich täglich einen COX-2-Hemmer, der ebenfalls die Tumorzellen am Wachstum hindern soll. Mittlerweile wurde der Abstand zwischen den Chemotherapie-Zyklen von 3 auf 7 Wochen erhöht. Die Kontrollen haben in letzter Zeit erfreuliche Resultate gezeigt. Alle Rezidive sind verschwunden, mein Tumor ist nicht mehr zu sehen. Trotzdem rät man mir dringend davon ab, derzeit auch nur einen Chemozyklus auszulassen. Andererseits weiß niemand, ob der Tumor eines Tages immun gegen das Medikament wird und weiterwächst.

Die Stelle in London habe ich mir längst abgeschminkt. Ich bleibe besser in meiner Heimat. Gelegentlich schreibe ich Zeitungsartikel, meine Freundin und ich sind nach wie vor sehr glücklich. Ich lebe, so abgedroschen das klingt, jeden Tag, als wäre es der letzte. Über kleine Dinge, sei es nur ein spezieller Lichteinfall an einem Wintertag, freue ich mich heute viel mehr. Zugleich verhalte ich mich, als hätte ich kein Ende zu befürchten. Reisen beispielsweise buche ich lange im Voraus. So halte ich die Hoffnung am Leben.

Gekürzte und aktualisierte Version aus „Das Magazin“, 23. 12. 2006

Hirntumor- Informationsdienst

für Patienten
und Angehörige

Medizinische Informationen
über aktuelle Standards und
Innovationen in Diagnostik,
Therapie und Nachsorge



 **03437.702 702**

Montag - Freitag von 10:00 bis 16:00 Uhr

Spendenkonto:

Deutsche Hirntumorhilfe e.V.

Sparkasse Muldental

BLZ 860 50 200

Kto-Nr. 10 100 36 900

Deutsche
Hirntumorhilfe

